

Die armselige Hütte lugt schon zwischen den Baumstämmen vor, blauer Rauch kräuselt aus dem niedrigen Strohdach. Frau Irmintrud steigt vom Pferd und läßt es auf der Richtung grasen. Sie trägt ein schlichtes, graues Gewand ohne Prunk oder Zierat. Leise tritt sie in die Hüttentür, die nur angelehnt ist. Hier wohnt die greise Häuerin mit ihrem Sohn, der in des Wildensteiners Forsten Stämme für ihn rodet. Der Häuer ist wohl jetzt im Walde bei der Arbeit, denn die Alte liegt allein und verlassen auf ihrem Laubfack. Es ist eine schwere, warme Luft in dem engen Raum, und überall am Gebälk und über dem Herd flieben und surren die Fliegen. Die Wildensteinerin tritt an das armselige Lager und beugt sich über die Kranke. Sie sieht die trockenen, aufgesprungenen Lippen, die nach einem kühlen Tropfen sehnen. Da stützt sie das Haupt der Greisin und gibt ihr zu trinken. Dankbar sehen ein paar tiefstehende, müde Augen sie an.

Die Wildensteinerin sperrt weit die Tür auf, daß frische Waldbluft herein kann. In die offene Tür setzt sie sich dann nieder und wartet.

Ja, worauf wartet sie? Vielleicht darauf, daß das alte Weiblein sie noch einmal ruft, noch einmal braucht vor ihrem Ende. Oder auf den Priester, der bestellt ist, der Sterbenden die letzte Szung zu geben. Ihr war nur der Gedanke so schrecklich gewesen, daß einer so ganz ohne Hilfe, ohne betreuende Menschenhand seinen letzten Kampf ausfechten sollte. Darum ist sie gekommen und wird auch treu auszuhalten, bis alles vorüber ist. Auf einem hölzernen Schemel, mitten in der offenen Tür sitzt die Wildensteinerin. Sie hat die spitze Frauenhaube von sich getan, denn es wird ihr alles zu warm hier. Den dunklen Kopf hat sie gegen den Türpfosten gelehnt und lauscht auf die harten, unregelmäßigen Atemzüge der Kranken drinnen im engen Raum und auf das stille, hehre Rauschen der Buchenwipfel draußen im Wald. Über den Stämmen brütet die Sonne und läßt einen wunderbaren Duft aufsteigen von allerlei wilden Kräutern, Moosen und Farnen. Zwei weiße Schmetterlinge spielen in der flimmernden Mittagsluft, und ein Reh wechselt langsam und scheu über die blühende Lichtung. Eidechsen, grün und klar wie durchsichtiges Glas, spielen zu Füßen der Wildensteinerin. Unter einem nassen Tuch steht ein Kübel Lehm an der Tür. Der junge Häuer hat wohl die Fugen der Holzwände damit gedichtet. Der Lehm ist noch feucht und weich, und die Wildensteinerin bricht mit der Rechten sinnend ein Stück heraus, knetet und formt es mit ihren beiden schmalen Händen, bis der unförmige Klumpen allmählich Gestalt gewinnt und sie das Rehlein nachgeformt hat, das dort vor ihr auf der Lichtung ist. Es ist so schlank und wohlgestalt geworden, und dabei nur halb so groß wie ihre linke Hand. So tut sie immer und immer, wenn sie nur irgendeine weiche Masse in die Finger bekommt, sei es Wachs oder Ton oder Lehm. Herr Kristian hat sie schon oft deswegen ausgelacht und den Kopf geschüttelt.

„Daß du allweil solchen Spielkram formen mußt, Sturmvoegel. Wie es die Kinder tun, die in einer Sand-

grube spielen!“

Er lächelt dann jedesmal nachsichtig, wenn er es sieht und denkt bei sich, daß sie doch gar noch so kindlich sei, trotz ihrer sechsunddreißig Lenze. Aber sie kann es nicht lassen. Und ihr eigener Bub jubelt jedesmal glücklich darüber, wenn ihr ein neues Kunstwerk gelungen ist. Und trauert tief, wenn sie es dann schnell mit eigener Hand wieder zerdrückt. Sturmvoegel hat so tun müssen, solange sie denken kann. Und vor ihrem inneren Auge stehen oft große und hehre Formen, die sie bilden möchte. Wenn sie irgendeiner weichen Masse ansichtig wird, so muß sie so lange daran herummodellern, bis ein Tierlein entsteht, oder ein Mensch, ein Kopf, ein Gebilde. Im Kloster, wo sie erzogen ward, hat sie deshalb schon immer „Die Formerin“ geheißten.

Sie hat viel Schelte bekommen, weil sie Messe und Unterricht oft darüber versäumte und verträumte. Sie hat sich allweil geschämt ob ihres Tuns und betreibt es meistens nur heimlich. Aber lassen kann sie es nicht, ob es ihr auch schon viel Spott eingetragen hat. Nur zur heiligen Weihnacht, wenn sie unten in der großen Küche auf dem Wildenstein mit den Mägden den Honigtuchenteig knetet und formt, dann erntet sie viel Lob und Dank und unversehene Bewunderung. Denn dann entstehen unter Sturmvoegels geschickten Händen die herrlichsten Gebilde und Figuren, zur Bönne heider Kinder und des ganzen Ingefindes. Kein höflicher Bäckermeister in der Pfalz des deutschen Kaisers könnte es besser und schöner machen.

Mit lächelndem Angesicht, ganz in ihr kleines Machwerk versunken, sitzt Frau Irmintrud auf der Schwelle der elenden Strohhütte und knetet am Lehm. Tanzende Sonnenlichter auf dem dunklen Scheitel.

Da hört sie einen stehenden Ruf von der armseligen Lagerstatt her. Rasch springt sie auf und eilt zu der Greisin. Die liegt wie ein verwelktes, verschrumpeltes, gelbbraunes Pflanzweiblein auf ihrem Laubfack. Eine härene Decke über die mageren Knie. Und eine große, wilde Angst in den tiefen, dunklen Augen.

„Wenn der Herr Priester nimmer kommt, so laßt mich Euch beichten, Herrin, ehe es zu spät ist.“ Und die gekrümmten Finger tasten nach einem Beutel, der unter ihrem Kopfe liegt. Sturmvoegel beugt sich vor und hilst ihr den Beutel halten und öffnen, weil es den zitternden, krummen Händen nicht mehr gelingen will. Eine breite, güldene Spange und ein Ring rollen leise klirrend auf das Bett. Mit einem Gesicht voll Furcht und Abscheu sieht die Alte das Gold rollen. Und ihre schmalen, vertrockneten Lippen murmeln: „Sündengold ist es, Herrin. Nimmer haben will ich es, denn es lastet schwer auf meiner Seele, — nun, da es ans Sterben geht. Nimmer hab' ich reden wollen davon, weil ich das schöne Gold nicht lassen wollte. Aber heute muß ich reden. Muß mir alles von meiner armen, geplagten Seele reden. Das ist nun über zweiundzwanzig Jahre her, mein Bub war erst eilfische Monde alt. Eine graue und stürmische Herbstnacht war es, dabei kalt, — und die Luft schwer von Schnee. Ich kam oben vom Berge zurück, wo ich troden Holz gesammelt hatte für den Herd-

Da hört' ich's wimmern im Sturmwind. Ganz nah zu meinen Füßen. Hart an der Felschlucht, wo's niedergeht zur Donau. Und als ich mich bückte und suchte, liegt ein Neugeborenes da, in Linnen gewickelt. Ich erschrak bis ins Herz und trug es eilig heim in unsere Hütte. Es muß ein fürnehm Kind gewesen sein, dieweil das Leinen so fein und weich war. Und mitten im Linnen lag diese güldene Spange und der Ring. Es hat mein Mann dann große Augen gemacht, als er das alles sah. Das Gold wolt' er behalten, aber nicht das Kind. Ich sollt's wieder auftragen, wo ich's gefunden hätt'. Aber ihr lieben Heiligen, in solcher Nacht so grausam konnt' ich nimmer sein, denn 's Kindlein war elend verkommen. So hab' ich's denn eilfische Monde gehalten dürfen und genährt mit meinem Bub' zusammen. In halblautem Flüsterton hat es die Greisin gemurmelt. Jetzt hält sie erschöpft inne. Sturmvoegel hat sie mit feinem Wort unterbrochen. Erstaunt hängen ihre großen, dunklen Augen an den verdorrten Lippen der Alten. Nun beugt sie sich weit vor.

„Und dann?“ fragt sie scheu, — „und dann, Mutter?“ Was ist aus dem Kindlein geworden? Habt Ihr nicht forscht und gefragt, wem es sei?“

Mit ängstlichem Blick sieht die Alte auf. „Wir wollten das Gold so gerne behalten, drum haben wir's still. Nach eilfischen Monden, als der fremde Bub aus dem Größten heraus war, trug ich ihn in einen Kasten hinunter zum Kloster Beuron. Dort leg' ich ihn zu frommen Brüdern vor die Tür. Denn wir konnten ihn nicht nimmer behalten, weil wir gar so arm waren. Und die frommen Brüder haben sich seiner gnädig angenommen. Hab' heimlich oft gelauscht an den Klosterpförtchen, wie ihm erging. Aber, Herrin, nun nehmt das Gold und ein gutes Werk damit. Dieweil's mir nimmer Ruhe gibt, läßt in meiner letzten Stund.“

Sturmvoegel nickt. Ihr Sinn ist noch ganz benommen von dem eben Gehörten. Sie nimmt die Spange und den Ring und birgt sie in dem Taschlein am Gürt. Dann setzt sie nieder und faltet die Hände. Denn durch die sonnenüberflutete Hüttentür tritt lautlos der Engel des Todes.

Auf den Feldern reist das Korn der Ernte entgegen. Schwer und golden steht es Halm bei Halm, und die Reben jubeln hoch darüber ohne Ende. Aber im Angesicht des Wildensteiners, der just durch seine Bemerkungen reitet, ist nichts von Erntedank und froher Hoffnung zu spüren. Er sitzt ein wenig vornüber gebeugt im Sattel und hat den Kopf gesenkt. Die Reiter geißeln. Durch das goldene Ahrenfeld rechts und links von ihm geht leise der Sommerwind, und der Juliwind ist tiefblau und ohne ein Wölkchen. Das Leder am Sattelknarrt bei jedem Schritt des ruhig trabenden Rappens. Der Ritter wird das Wams warm, und er küßt ein wenig die steife Halskrause. Die Reiterfeder auf dem grünen Berd wippt auf und ab beim Reiten.

(Fortsetzung folgt.)

vorrätig in der
Buchhandlung
Otto Braun.

Führer und Gefolgschaft der
Gewerkschaft Pfannenberger Einigkeit.

Das Presbyterium der evgl. Kirchengemeinde.

Struthütten, den 20. November 1936.

Fotoalben empfiehlt in wunder schöner Auswahl
Otto Braun.

Familienanzeigen
gehören in die
„Selterthaler“.

Warnung!
Das Betreten der Anlage
von Heinrichsglück (Stahl-
seifen) ist verboten. Wer dort
in Zukunft ohne Genehmigung
getroffen wird, hat Anzeiger zu
erwarten. Die Kinder fern-
halten, da sie für eventuellen
Schaden verantwortlich gemacht
werden.

Karl Roth, Eisenhandlung

**Der Vorsitzende des Vorstandes
der Amtssparkasse zu Burbach:
Brüggemann, Amtsbürgermeister.**

Maschinen
Spielwaren
Metallbank
Erbitte Besten
rechnerisch

L. Düsher

Füllhalter-Reparaturen ● S. 17

Die kommende Weihnachtszeit
bietet den Geschäftsleuten Gelegenheit, sich in unserer Zeitung zu
Weihnachtsanzeigen
bei der Kundschaft zu empfehlen. Der Erfolg wird nicht ausbleiben.
Unsere Zeitung hat einen grossen Leserstamm im Hellertal und in
Anzeigen machen den Namen Ihres Geschäftes für wenig Geld bekannt.
Hellertaler Zeitung